

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

292 (16.12.1925) Die Mußestunde

Unsere Heisbatterie hat eine konstante Spannung. Der Heisboden unserer Röhren ist jedoch nicht nach der Batterie konstant. Es ist daher nötig, den Widerstand des Heisfadens durch einen äußeren Widerstand zu vergrößern, damit der Strom nicht zu groß wird.

hält 270 köstliche Vortragsstücke von 107 Schriftstellern, darunter die glänzendsten Namen der Gegenwart. Den Beschluß bildet eine reiche Auswahl lustiger Schürzen und Anledolen.

Rätfeldecke

Regierbild



Dort kommt auch noch Fris' gerannt! — Wo denn? —

Rätfel

Ich kenne ein Bäumchen gar fein und zart, Das trägt auch Früchte von fetterer Art; Es funkelt und leuchtet mit bestem Schein

Rätfel-Ausfösungen der Nummer der letzten Woche

Scharade: Dornröschen. Ausföngel-Rätfel: Weihnachtsnacht, laufe seit' ein! Nichtige Köpfe fanden ein: Emil Weber, Erwin Kiefer, Efriede Weiß, Ludwig Weiß, Berta Weiß, Max Weiß, Klara Mayer, Adolf Weiser, Rudolf Schilow, Eugen Ruber, Alice Rothfuß, Anna Böhmer, Karlsruhe; Willi Kändler, Durlach; Jakob Müller, Grünwettersbach; Frieda Meier, Raßch bei Ettlingen; Adolf Rommel, Gaggenau.

Witz und Humor

Lieber Simplizissimus! Eine ältliche Amerikanerin kommt abends spät im Hotel an, und ihre erste Sorge ist, ihren kostbaren Schmuck sicher zu verstauben, um sich dann der wohlverdienten Ruhe hinzugeben.

Frau Raffle und die Wissenschaft. Frau Raffle: „Mein Junge lernt jetzt Französisch und Algebra. Geh, sag' mal dem Herrn Doktor, wie guten Morgen am Algebra heißt.“

Gewohnte Verhätung. Agathe wird wohl jetzt bald kommen! — „Zu wann hastest du sie denn bestellt?“ — „Ach, da ich ihre Art kenne, für gestern um diese Zeit!“ (Mit.)

Wirksam. „Wozu singen Sie denn eigentlich?“ — „Ach, bloß um die Zeit totzuschlagen.“ — „Na, wissen Sie, da haben Sie aber eine turchbare Waffe.“

Die Auskunft. „Da will eine Firma über unsern früheren Angestellten Lehmann eine Auskunft haben. Was soll ich da sagen?“ — „Schreiben Sie, er hat bei uns gestohlen, gelogen und betrogen, und hat alles, was er kann, bei uns gelernt.“ (Mit.)

Die Ableitungswiderstände, auch Silistzäbe genannt, haben den Zweck, die Aufladung eines Blodkondensators abzuleiten. Die Größe für Empfängertuben beweist sich zwischen 2-5 Megohm. Ein Megohm sind 1 Million Ohm.

Als Abschluß soll in einem letzten Artikel noch ein kurzer Ueberblick über die grundlegenden Gesetze der Elektrotechnik einschließlich Functtechnik behandelt werden.

Literatur

Sämtliche hier verzeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Adlerstraße 43, Karlsruhe, zu beziehen.

Senff-Georgi. Das lustige Vortragsbuch. 320 Seiten. Vierfarbentitelbild von Koch-Gotha. Preis geb. 4.75 Mk. Max Belfes Verlag, Berlin W. 15. — Fröhlichkeit und Frohsinn kann in dieser schweren Zeit jeder gebrauchen. Hier ist ein Buch, das uns immer und immer wieder einen erfrischenden Trunk aus der klaren Quelle deutschen Humors tun läßt.

Schriftleiter: Hermann Winter, Verlagsdruckerei Volksfreud und G. m. b. H. Karlsruhe, Duißenstraße 24.

Die Wurfestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

51. Woche

Karlsruhe, den 16. Dezember

1923

Sei stark!

Von Karl Bendell

Es sprach mein Herz, Es sang mein Herz: Sei stark und kräftlich auf der Welt! Was dich mißglückt, Was dich bedrückt, Wirf hinter dich aufs Totenfeld!

Der Herzensbund

Nach dem Schwedischen des A. Bouhours. — Einsig berechtigte Uebertragung von Werner Peter Larsen. Srenson, der Bankier, eröffnete das Gespräch ohne alle Umstände; Almaren war ihm nicht sympatisch, und noch bevor der unglückliche junge Mensch den Mund aufgetan hatte, suchte Srenson nach einer Redewendung, mit der er ihn recht schnell loswerden konnte.

„Sie haben mir etwas zu sagen?“ fragte er. „Ja,“ murmelte Almaren. „Nun das gerade icht sein?“ erkundigte sich Srenson, indem er seine Karriere ordnete, als rüfte er sich zum Leben. „Sie müssen nämlich wissen, ich bin in diesem Augenblick —“ Almaren nahm all seine Kraft zusammen, denn er wurde mit jeder Rede Srensons von mal zu mal wankelmütiger.

„Es handelt sich um die Hand von Fräulein Maud.“ „Ja, sie heiratet den Baron Goldenstierna. Woher wissen Sie das?“ fragte Srenson, der den Sinn der Worte Almarens nicht verstanden hatte.

„Aber diese Heirat ist ja ganz unmöglich.“ „Er waarte nicht zu sagen, warum.“ „Ubrigens schien Srenson keinen Einwand völlig überhört zu haben und Almaren geriet in immer größere Verzweiflung.“

„Sie kann ihn unmöglich lieben,“ sagte er. „So, so,“ machte Srenson, „na, und —?“ „Sie liebt einen anderen.“ „Wen?“

„Srenson hob die Hand und wies leuchtend, erschöpft, nicht mehr Herr seiner selbst, auf die Tür: „Machen Sie, daß Sie rauskommen! Schleunigst! Und lassen Sie sich nie wieder blicken! Nie wieder über meine Schwelle! Scheren Sie sich raus!“

Almaren sah den Bankier nachdenklich an, und es schien ihm, daß jener, wie er da schweratmend vor ihm stand, gewiß nicht geringere Niederlagen erlitten habe, als er selbst.

„Müß —??“ fuhr Srenson auf. „Ja, Herr, was fällt Ihnen denn ein?“ „Ich müßte mir sehr schwere Vorwürfe machen, wenn ich Maud nicht betrauten würde.“

„Diese Anspielung verstehe ich nicht.“ Almaren wurde abgeschalt.

„Ich... spiele auf gar nichts an,“ notierte er. „Dennoch... Maud kann jetzt nur noch mir gehören!“ Der Bankier trat einige Schritte auf den Besucher zu, indem er ihn vom Kopf bis zu den Füßen musterte.

„Ja — sind Sie denn wahnsinnig?! Sie sprechen ja von meiner Tochter, als wenn —“ „So ist es,“ bekämpfte Almaren, und er küßte, wie ihn zu schwindeln begann.

Die Faust des Bankiers sank wutbevend auf ihn nieder. „Lassen Sie mich!“ freischte Almaren. „Idiot!“ schrie der Bankier. „Wollen Sie mir etwa weismachen, daß meine Tochter Ihre Geliebte sei?“

Almaren, der von dem Stolz in eine Ecke getaumelt war, rang mühsam nach Fassuna. Seine Liebe müßte ihm mehr gelten, als sein Leben, wenn er sie auch jetzt noch bereubiate. „Ich habe ja nur die Wahrheit sagen wollen,“ ließ er hervor. „Und wenn ich doch bereit bin, sie zu betrauten?“

„Heiraten! Himmelskrament!“ brüllte Srenson, völlig außer sich. „Scheren Sie sich hinaus, aber schleunigst, und wenn Sie mir je wieder vor die Augen kommen, — wenn Sie je meiner Tochter vor die Augen kommen —“

Seine Stimme verlagte vor Wut, und die Schmähsungen, mit denen er den anderen überhäufte, waren nur noch unartikuliert Laute.

Almaren war in einen Sessel gesunken und ließ alles widerstandslos über sich ergehen. Einen solchen Auftritt hatte er nicht erwartet. Es hatte ihn übermenschliche Anstrengungen gekostet, vor Mauds Vater hinzutreten, um ihre Unbesonnenheit zu entschuldigen und wieder gutschumachen, und nun nach alledem müßte er sich noch gefallen lassen, daß man ihn behandelte, wie einen dahergelaufenen Strolch.

„Und solch eine Partie!“ schrie Srenson und schlug mit der Faust auf den Tisch, so daß Almaren entsezt aufsprang. „Fünfsigtausend Kronen Reute! Und noch Baron obendrein! Und Sie, die Sie meine Tochter in gemeinkter Weise verführt haben, um auf diesem Wege...“

„Aber, ba — das soll mich nicht kümmern! Meine Tochter heiratet den Baron, das sollen Sie leben! Nie gebe ich meine Einwilligung zu einer anderen Verbindung, nie! Ja, zum Teufel, ich weiß schon, was Sie im Stillen planen! So ein Standdähen mit einer gut eingefädelten Erpressung, nicht wahr? Sie werden Ihr blaues Wunder erleben! Ja, das ist so Ihre Sorte...“

„Aber den Augenblick haben Sie gut gewählt, das muß man Ihnen lassen — just, da ich im Begriff stehe, meine Tochter in Ehren zu verheiraten...“

„Er trat ganz nahe an Almaren heran. „Sie wollen also Geld von mir, he? Vergebens, mein Bester, denn ich besitze keines... meine Tochter hat nicht einmal eine Mitgift... ja, ich will Ihnen noch mehr sagen, — ich, Srenson, besitze überhaupt nichts mehr, aber auch gar nichts! Die Mittel, mit denen ich mich seit zehn Jahren über Wasser gehalten, sind erschöpft, ich bin fertig, ich habe ausgepielt, — ich, Srenson! — und wenn jetzt der Baron meine Tochter nicht nimmt, so kann ich mein Bankhaus zumachen!“

Srenson hob die Hand und wies leuchtend, erschöpft, nicht mehr Herr seiner selbst, auf die Tür: „Machen Sie, daß Sie rauskommen! Schleunigst! Und lassen Sie sich nie wieder blicken! Nie wieder über meine Schwelle! Scheren Sie sich raus!“

Almaren sah den Bankier nachdenklich an, und es schien ihm, daß jener, wie er da schweratmend vor ihm stand, gewiß nicht geringere Niederlagen erlitten habe, als er selbst.

„Aber diese Heirat ist ja ganz unmöglich.“ „Er waarte nicht zu sagen, warum.“ „Ubrigens schien Srenson keinen Einwand völlig überhört zu haben und Almaren geriet in immer größere Verzweiflung.“

„Sie kann ihn unmöglich lieben,“ sagte er. „So, so,“ machte Srenson, „na, und —?“ „Sie liebt einen anderen.“ „Wen?“

„Srenson hob die Hand und wies leuchtend, erschöpft, nicht mehr Herr seiner selbst, auf die Tür: „Machen Sie, daß Sie rauskommen! Schleunigst! Und lassen Sie sich nie wieder blicken! Nie wieder über meine Schwelle! Scheren Sie sich raus!“

Almaren sah den Bankier nachdenklich an, und es schien ihm, daß jener, wie er da schweratmend vor ihm stand, gewiß nicht geringere Niederlagen erlitten habe, als er selbst.

„Ich habe hunderttausend Kronen Rentel!“ murmelte er, noch wüßig verstört und sehnlichst. Svenjon, der an seinem Schreibtisch lehnte, ließ die Hand die noch immer auf die Tür zeigte, sinken und starrte Almgren fassungslos an.

Es trat eine lange Pause ein, während der Svenjon sich allmählich eine ungewohnte Haltung gab, bis er am Ende ganz bequem in seinen Rehnstuhl hingedrückt saß. Sein Mienebild drückte noch immer größtes Entsetzen aus, während er sich im Geiste längst der völlig veränderten Lage angepaßt hätte; seine geistige Geschmeidigkeit war der körperlichen eben weit überlegen.

In der Tat hatte er trotz seiner scheinbaren Vermirrung die Bedeutung des Augenblicks auf der Stelle erkannt. Er lächelte Almgren, der an seiner Kravatte neffelste, ungewöhnt an; er hatte sich wieder völlig in der Gewalt. „So, so, sagte er leutjelia, dann habe ich Sie porfin also doch mißverstanden. Es handelt sich also um einen wirklich aufrichtigen Herzensbund?“

Wie Friedrich Hebbel das Weihnachtsfest beging

Das poesieempfindende Weihnachtsfest ist von jeher nicht nur Gegenstand dichterischer Darstellung gewesen, die Dichter selbst haben es immer gern gefeiert und sich von seinem seltsamen Zauber umspinnen lassen. Auch Hebbel liebte das schönste Fest des Kirchenjahres und pflegte es stets würdevoll zu begehen. In die frohlockende Jugend des Maurerjohannes aus Weichburen leuchtete Weihnacht wie ein heller Stern hinein, es war — nach den Aeußerungen des Dichters in seinen Briefen und Tagebuchblättern — der einste Lichtblick in der düstern Armut des Elternhauses: „Dann ging's auch bei uns hoch her. Es gab etwas Besseres zu essen, Haber und Sant der Eltern ruhen und mein kindliches Herz taute auf.“ So schreibt Hebbel an seine treue Freundin, Elise Lenjing in Hamburg, die Helferin seiner schwersten Jugendjahre: „Dann wurde von den blauen Hirschkellen gegessen, so genannt, weil in ihrer Mitte ein Hirsch gemalt war, den mein Vater gewöhnlich mit Kreide auf den Tisch nachzeichnen pflegte; es gab Wehlbeutel, zuweilen wohl gar mit Rosinen und Pfäulen gefüllt; später ward ein guter Tee getrunken, hauptsächlich der lieben Mutter wegen, die ohne Tee nur halb vergnügt sein konnte. Bevor das Gien kam, sang mein Vater in Gemeinschaft mit mir und dem Bruder ein geistliches Lied, nachher mußte ich aus der ehrwürdigen, diebstüchigen Postille mit den vielen Holzschnitten das Evangelium und eine Predigt vorlesen. Die Eltern waren heiter, auch der Vater, den wir Kinder fast das ganze Jahr nicht heiter sahen; die dumphen, erstickenden Gespräche über die Schwierigkeiten, Brot herbeizuschaffen, unterblieben — lagen doch meistens 2 oder 3 köstliche breite Weden im Schrank — Scherz und Wachen waren erlaubt, und wir Kinder dünkten uns im Himmel. Dazu am Weihnachtsabend der schöne Gedanke: diese Herrlichkeit dauert zwei volle Tage!“

Sein erstes Weihnachtsfest fern von der Heimat erlebte Hebbel 1835 bei Elise Lenjing in ihrem kleinen Stübchen in Hamburg, beklücht durch die selbstlose Liebe dieses opferwilligen Mädchens. Mit Wehmüt erinnert er sich dieses schönen Weihnachtsfestes in der Fremde, wenn er in seiner engen, ärmtlichen Studentenbude in Heidelberg und München bei Kaffee, einigen Lebkuchen und Nüssen den heiligen Abend einjam begehrt. In seinen Briefen vertritt er die Geliebte auf die Zukunft: „Vertrotzen“, schreibt er nach Hamburg, „welch ein solachorenes, bankrotttes Wort! Nein! Wir wollen uns diese Weihnacht dadurch versüßen, daß wir mit aller Tunigkeit und Gut des Herzens an das Künftige denken und uns ausmalen, uns in den Glanz versetzen, mit dem es uns überglücken wird!“ 1839, 40 und 41 feierte Hebbel Weihnachtsfest wieder in Hamburg mit der Freundin zusammen: „Heute war ich wieder bei ihr“, schrieb er 1839 in sein Tagebuch, „und sie überraschte mich auf die rührendste Weise mit fast allem, was ich mir wünschte, weil es mir fehlte und ich den Mangel schmerzhaft empfand.“ 1841 machte er folgende Aufzeichnung: „Die Weihnachtstage habe ich bei ihr, die ich nicht mehr zu nennen brauche, wieder schön verlebt. Sie hat mir einen prächtigen Schal geschenkt, außerdem noch gestiftete Schuhe, eine feine Geldbörse und, was mich immer tief in meine Kindheit zurückversetzt — nicht, weil ich es hatte, sondern weil es mir fehlte — Nüsse, Kuchen und Apfel.“

Den Winter 1842 verbrachte Hebbel im Ausland; am heiligen Abend saß er einsam in einem dünen, kalten Zimmer

in Kopenhagen in Erwartung der Antwort auf sein Gesuch an Christian VIII. um Bewilligung eines Reisestipendiums. — 1843 feierte er in Paris ein trauriges Weihnachtsfest, denn kurz vorher war sein und Elise Lenjings Söhnchen gestorben, überdies lastete die Not des Lebens schwer auf ihm. Besser ging es ihm 1844; in einer Weintraube in Rom verlebte er im Kreise dänischer Maler den Weihnachtsabend wieder einmal in frohlicher Stimmung, nachdem er eben von einer schweren Krankheit genesen war. Das folgende Jahr brachte den großen Umschwung in Hebbels Leben und eine Besserung seiner Verhältnisse. In Wien, wohin er um die Weihnachtszeit 1845 kam, fand seine Kunst die verdiente Anerkennung, und er selbst in Christine Engbaus eine Lebensgefährtin. Von nun an konnte der Dichter im eigenen Heim, frei von allen Sorgen, so recht von Herzen Weihnachten feiern, wie es stets sein Wunsch gewesen.

Mit welcher Heiter Freude schmückte er den Tannenbaum für sein 1847 geborenes Töchterchen, wie eifrig bemühte er sich, die Seinen zum Fest zu überraschen. Am liebsten verbrachte er Weihnachten im Familienkreise, trotzdem waren gute Freunde als Gäste willkommen und dann ging es wirklich „hoch her“. Hebbels Biograph, Emil Kuh, berichtet eingehend über die Weihnachtsabende im Dichterheim: „Der Dichter freute sich auf das Christfest kaum weniger, als sein Kind, und die Bühlergesichte, welche er von seiner Frau und den intimsten Freunden empfing, trug er samt dem Wächchen seiner Pfleternisse so bekräftigt aus dem Gesellschaftszimmer in sein Arbeitsgemach hinüber, wie Christkindern (Hebbels Töchterchen) ihre Spielgaben in die Kinderstube. Dieses Arbeitsgemach war am Christabend hell erleuchtet und dies strahlende Licht alsdann das einzige Glänze in dem sehr bescheidenen Raum. — Eine besonders hübsche Leberzuckung bereite Christine Hebbel ihrem Gatten Weihnachten 1849. Als dieser in das Zimmer zu dem brennenden Tannenbaum gerufen wurde, ließ ihm sein 2 Jahre altes Töchterchen in der Tracht eines braunschwarzen Bauerntöchterchens entgegen. (Hebbels Gattin stammte aus Braunshweig). Schwarzes Hüthen, nur den Hinterkopf bedeckend, mit langen roten Bändern, rotes Kleid, kurz gekürzt; Wickelstrümpfe nebst Lederstiefeln, eine geflochtene Kriese auf dem Rücken, angefüllt mit Nüssen und Kuchen für mich. Das alles hatte meine liebe Frau an den Abenden gemacht, wenn ich nicht zu Hause und sie nicht auf der Bühne beschäftigt war; ich hatte nicht das geringste davon gemerkt. Das närrische kleine Ding wollte die Kriese den ganzen Abend nicht wieder ablegen, es saß damit auf dem Stuhl und ab und zu trank.“ (Hebbels Tagebuchblätter). Der Dichter hatte an dieser Verkleidung so viel Vergnügen gefunden, daß sie auf seinen Wunsch an den Weihnachtsabenden der nächsten Jahre wiederholt werden mußte.

Eine Hinrichtung in Tontin

Aus meinem chinesischen Tagebuch

Von Karl Salm

Bei einer Streife im Urwald bei Thuen-quang war ein einsamer Wanderer in zeretzten Kleidern beim Reistochen festgenommen und vor den Residenten, einem Obersten der Marine-Infanterie, geführt worden.

Seit einiger Zeit zeigten die Anamiten unten am Fluße eine lebhaft Unruhe, weil zwei ihrer Hütten nachts abbrannten und einige Männer ihre Frauen vermißten. Auch die Nachposten, die auf der großen Mauer der Zitadelle Ausschau hielten, wollten verdächtige Zeichen und Signale bemerkt haben.

Den Aufgegriffenen behandelte man nur als Störenfried und machte ihn zum Täter verschiedener Verbrechen. Freilich, er säßte nicht zum Stamm der Anamiten, war auch nicht mit dem kleinen Bergvolke verwandt. Er hatte gar nichts Malayisches an sich, war ein richtiger Mongole; nur Kleidung und Haartracht waren landesüblich. Sein mongolischer Typus wurde ihm aber zum Verderben. Das waren die Gesichtszüge, hinter denen jede teuflische Grausamkeit lauerte, das waren die Augen, die der großen Käte glichen; die Zähne, die in die Gurgel der gefangenen Europäer mit Kanibalentlust schlugen. So urteilten alle, die den Gefangenen sahen, und es war eine ausgemachte Tatsache, daß man es mit einem chef des brigants, mit einem Räuberhauptmann, zu tun hatte.

Die oberste Gerichtsbarkeit lag in den Händen des oben erwähnten Residenten, dem noch zwei Mandarine und einige anamitische Respektspersonen beigegeben waren. Der Aufgegriffene wurde streng bewacht, auch suchte man so viel wie möglich aus ihm herauszupressen. „Berausurrellen“ ist hier

wörtlich zu nehmen. Hierlands existiert nämlich noch so ein Stück unserer mittelalterlichen Zustände, nur mit dem Unterschiede, daß die in Mitteleuropa übliche gegenüber der hier in Tontin gebräuchlichen eine harmlose Massage ist.

Nach Abhören verschiedener Zeugen wurde der Angeklagte zum Tode verurteilt. Nach Bekanntgabe des Urteils hatten sich die lebhaften chinesischen Kaufleute zum Residenten begeben und um Aufhebung der Vollstreckung nachgesucht. Sie wurden abgewiesen mit der Aussicht, daß man sich über das nächste Mal auch annehmen würde. Der Resident mag wohl der Ansicht gewesen sein, die Chinesen müßten Zeit gewinnen, um eine feindliche Unternehmung ausführen zu können. Aber hier lag etwas anderes vor: Die Käte hat für einen ihrer Angehörigen. Und das wollte man in diesem Lande nicht begreifen. Es muß ausgehen werden, daß der Handel in den Küstengebieten Ostasiens in den Händen chinesischer Kaufleute liegt, daß sie kluge, verschmitzte Leute sind, oft mit den Feinden im geheimen Einverständnis gegen die Europäer arbeiten und der Spionage buldigen. Oft waren sie Verwalter der Priaterhäuptlinge, oder deren Bevollmächtigte. Aber immer sind sie freundlich, zuvorkommend, unterwürdig.

Genau Abend setzte sich ein feierlicher Zug in Bewegung. Vorab ging ein Gongschläger, der an eine metallene Halbtonel schlug, was jedesmal einen Schritten, wie abgedachten Ton gab. Dann folgten einige buddhistische Pfaffen in phantastischen Gewändern. Hinter ihnen ging, nein, schleppte sich das Opfer, begleitet von anamitischen Soldaten. Der Beschluß machte Ostergere, Tragabahren mit Götzenbildern und Männer, die Gold- und Silberornamenten entzündeten und glühende Räucherkerzen trugen. Der Beurteilte war so herabgekommen, daß es fraglich, als könnte er den Richtplatz lebend nicht mehr erreichen. Den Armen drückte eine Felle, die ein Teufel ausgedacht haben mochte. Zwei armdicke Bambusstangen über zwei Meter lang, waren halb mit Sand gefüllt und zu einer Weite gemacht worden, deren angelegte Sperrisen den Hals des Beurteilten einschnitten. Hing nun die Leiter vom am Körper herunter, so drückte ein beamteter Begleiter von hinten die Leiter nieder, worauf der in den Hohlräumen sich befindliche Sand zurückfiel, und zwar mit solcher Wucht, daß er Träger dieses Folterinstruments nach hinten stieß. Sollte er sich wieder erheben, so wurde die Prozedur von neuem begonnen, worauf der Arme vorüber aufs Gesicht fiel. Das betende Schreien der Pfaffen, das Klappern der Gebetsmühlen, die grell ertösenden Gongschläge wurden überdient von den Schreien- und Wehufen des Opfers einer barbarischen Zufall. Endlich kam der Zug auf dem Platze an, der auf der einen Seite von den Häusern und Aemtern der Chinesen flankiert war. Ein anamitischer Beamter verlas das Urteil, warf eine Frage auf die vom umstehenden Volke lebhaft bejaht wurde. Da löste sich aus der Zuschauermenge der Denker. Wie ein Clown machte er Sprünge und Kunststücke mit seinem Kup-Kup. Mit dieser ermtlang, handbreiten Waffe, die er über seinem Kopf schwenkte, begab er sich zum Beurteilten, schlug die Leiter, zwängte ihn in eine knieende Stellung, riß dessen Arm nach hinten und hand Hände und Füße zusammen an zwei in die Erde geschlagene Pfähle. Nun machte er des Opfers letzte Prüfung zurecht, drückte auf dessen Kehlen, worauf der Oberkörper eine unnatürliche Wölbung erhielt. So machten die Vorarbeiten die Hinrichtung selbst zu einer Erlösung. Der Denker umstante den Todesandidaten, sang und schrie ihm ins Gesicht, hielt ihm die Kup-Kup vor die Augen, gab dann leichte Schläge mit der Breitseite der Waffe auf den Nacken. Blühlich ertönte ein schriller Schrei auf dem heiligen Gange, dem ein klägliches Geräusch folgte: Der Denker hatte den Hieb vollführt. Freihändig. Das Haupt hing vorn herab wie ein abgedackter Krauttopf, der am Strunk hängen bleibt. Schnell aus der Hente ein langes Messer hervor, durchschnitt den Rest und warf den Kopf kunstgerecht vor des Residenten Füße. Und Beifall brüllte die Menge dem Künstler-Denker zu.

Da lag der Kopf. Die Augen schlossen und öffneten sich und der Mund bewegte sich auf und nieder, als wollte er noch weiß wie vieles sagen. Wüßige Fontänen spritzten aus dem Halsstumpf hervor, wild, unbändig.

Kulis schleudten den Leichnam ins Didi; der Kopf kam auf eine Bambusstange, die vor den Behausungen der Chinesen aufgeschlankt wurde, als warnendes Exempel.

An vielen Eisenheiten heidnischer Völker, die einer Kolonialmacht unterworfen wurden, vergeht sich diese. Sitten und Gebräuche aber, die der eingeborenen Zufist dienen, ehrt und achtet man nach Möglichkeit, um vor der Kulturwelt bestehen und mit ansehnlichen Freiheiten der Unterdrückten verfahren zu können.

Der Rundfunk Die Einzelteile

Seizbatterie und Anodenbatterie. Heizwiderstände, Ableitungswiderstände und Kopfhörer. Als letzte Folge über die Einzelteile wäre noch die Heizbatterie zu besprechen. Bevor man sich die Köhren für seinen Empfänger kauft, muß man sich schlüssig werden, ob man dieselben mit einem Trodenelement oder mit einem Akkumulator heizen will. Für geringe Köhrenzahl (2-3) kommt man mit einem Trodenelement sehr gut aus. Die Heizstromstärke darf pro Köhre nicht 0,06 Amp. übersteigen. Hat man jedoch Köhren mit Wolframheizfäden, der eine Stromstärke von 0,5-0,7 Amp. benötigt, so muß man unbedingt zum Akkumulator greifen. Man wähle die Spannung desselben immer etwas höher als die für die Köhre angegebene Nöchstspannung.

Die Trodenbatterie ist ein Salmialelement, d. h. die Flüssigkeit ist mit Sand oder Korrsäuren zu einem Brei vermengt und zwischen den freibleibenden Raum von Koble und Zinkbehälter gefüllt. Das Ganze wird dann noch von einer isolierenden Kappe umgeben, die mit Koch- oder Paraffin ausgefüllt wird. Ein trodenes Element ohne irgendwelche Flüssigkeit existiert jedoch nicht. Die Salmialelemente haben den Vorzug, bei Nichtgebrauch das Zink kaum anzuarbeiten. Sie haben daher bei schwacher unartabtoherer Benutzung eine lange Lebensdauer. Ein Nachteil ist jedoch erwählt: langes Lagern vertragen sie nicht. Chemische Prozesse und elektrische Ströme haben in der Beziehung von Ursache und Folge zueinander. Tauschen wir zwei in ihrem chemischen Verhalten voneinander verschiedene Metalle in eine leitende Flüssigkeit, so entsteht zwischen beiden Metallen eine Spannung und bei Verbindung beider Metalle fließt ein Strom. Dieser Strom verursacht in der Flüssigkeit eine chemische Umkehrung. Stellt man zwei Metallstangen in ein mit verdünnter Schwefelsäure gefülltes Gefäß und verbindet diese mit einer Stromquelle, so wird das an den Platten haftende Nitroxyd durch die Schwefelsäure in Wasserstoff verwandelt, das an der positiven Platte vorhandene Bleisulfat wird in metallisches Blei verwandelt. Ist der Strom längere Zeit durch die Zelle geflossen, so steht eine metallische Platte eine Bleisulfat-Platte gegenüber. Verbindet man jetzt die beiden Platten miteinander, so fließt ein dem vorherigen entgegengesetzter Strom von der Bleisulfat- zur Bleisulfat-Platte. Während des Ladens hält sich die Spannung längere Zeit auf 2,1 Volt, um dann rasch auf 2,4 Volt zu steigen. Bei der Stromentnahme sinkt der Wert der Spannung rasch auf 2 bis 2,05 Volt, um hier lange Zeit konstant zu bleiben. Die Spannung sinkt allmählich auf 1,8 Volt und bei weiterer Entladung rasch auf Null. Der Wirkungsgrad eines Akkumulators ist 76-88 Prozent.

Auf jedem Akkumulator liegt man eine Angabe über die Kapazität, d. h. über das Fassungsvermögen. Man gibt dasselbe in Amperestunden an. Meistens sind zwei Angaben vorhanden. Zum Beispiel bei 1,0 Amp. Entladung 60 Amperestunden, bei 0,25 Amp. Entladung 45 Amperestunden. Man sieht also, daß bei einem gewissen Entladestrom der Akkumulator sein Maximum an Energie bergibt, während er bei geringeren oder größeren Strömen weniger Energie abgibt. Dieser Umstand hängt von der chemischen Umkehrung der Platten ab. Man wird daher seinen Akkumulator nicht zu klein und auch nicht allzu groß bemessen. Die meisten Akkumulatoren müssen sobald sie längere Zeit stehen (4-6 Wochen) nachgeladen werden. Für den Radiomateur, der einmal längere Zeit nicht empfangt, ist das gerade kein Vorteil. Die Industrie hat auch nach Neuerungen und Verbesserungen gesucht und gefunden. Die bekannte Akkumulatorenfabrik von Gottfried Hagen in Köln-Ralk hat unter dem Namen Permanent-Zelle R.H.W. einen Akkumulator geschaffen, der einzig in seiner Art dasteht. Die Metalle sind nicht plattenförmig, wie bei den gewöhnlichen Akkumulatoren, sondern sind zylinderförmig in einem eben solchen Gefäß angeordnet. Man kann diesen Sammler geladen nahezu ein ganzes Jahr stehen lassen, ohne daß derselbe Schaden nimmt. Die Kapazität beträgt 30 Amperestunden bei 0,5 Amp. Entladung. Für den Radiomateur, der Sparbüchsen benutzt, ist dieser Akkumulator der geeignete.

Noch ein paar Worte über die Anodenbatterie. Dieselbe ist genau so konstruiert, wie ein Heizelement, nur daß hier viele solcher Elemente hintereinander geschaltet sind und eine Spannung liefern, wie sie gebraucht wird. Die Anodenbatterie darf niemals für Heizzwecke benutzt werden, da sie schon bei einem Strom von 0,05 Amp. sehr stark belastet ist. Jeder, der nicht weiß, wie solch ein Element beschaffen ist, kann sich durch Offizieren einer ausgebrachten Taschenlampenbatterie von dem Gesagten überzeugen.